

JOHANNES KRAM

**ICH HAB
JA NICHTS
GEGEN
SCHWULE,
ABER ...**

**DIE SCHRECKLICH
NETTE HOMOPHOBIE
IN DER MITTE
DER GESELLSCHAFT**

© Querverlag GmbH, Berlin 2018

Erste Auflage März 2018

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale.

Druck und Weiterverarbeitung: FINIDR

ISBN 978-3-89656-260-9

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

„Ich hab ja nichts gegen Homosexuelle, aber“ müsste dieses Buch eigentlich heißen. Oder ein alternatives Cover haben, auf dem steht:

„Ich hab ja nichts gegen Lesben, aber“, denn es geht um Homophobie, also auch um die Abwertung von Lesben.

Der Verlag und ich haben das diskutiert. Aber dann haben wir uns entschieden, es so zu nennen, wie man es eben sagt.

Dass oft „Schwule“ sagt, wer „Homosexuelle“ meint, zeigt, wie wenig der gesellschaftliche Blick auf Homosexuelle mit homosexueller Realität zu tun hat. Dafür aber ganz viel mit dem Zustand der Gesellschaft.

Auch darum soll es in diesem Buch gehen.

ICH BIN HOMOPHOB

Ich bin homophob. Und – Verzeihung, wenn ich damit schon direkt am Anfang komme – Sie sind es sehr wahrscheinlich auch. Wenn Sie nicht auf dem Mond groß geworden sind, dann sind wir beide, sind Sie und ich, in Gesellschaften aufgewachsen, in denen Homosexualität als etwas Gleichwertiges nicht nur nicht gelebt, sondern praktisch auch nicht gedacht werden konnte.

Auch wenn wir nicht homophob sein wollen, steckt es doch tief in uns drin. Wir haben keine Erfahrung, keine Übung im Leben in einer nicht-homophoben Welt. Denn wir können unser kulturelles Grundverständnis, das uns tief geprägt hat, nicht einfach abschütteln. Gerade wenn wir es, also homophob, nicht sein wollen, sollten wir uns damit beschäftigen, wie sehr wir es sind. Wie sehr wir gar nicht anders konnten, als es zu werden.

Schon wenn wir davon sprechen, dass wir Homosexualität akzeptieren (die eigene oder die der anderen), ist das ein Hinweis auf die homophoben Denkstrukturen, derer wir uns nicht erwehren können. Würden wir auch von „Akzeptanz“ sprechen, wenn wir unsere Haltung zur Heterosexualität (zur eigenen oder der eines anderen Menschen) ausdrücken? Akzeptanz kommt von „accipere“: gutheißen, annehmen, billigen. Nur: etwas, das selbstverständlich, gleichberechtigt und gleichwertig ist, bedarf keines Gutheißen, keiner Annahme, keiner Billigung.

Man muss nicht hetero sein, um homophob zu sein. Reden wir zunächst über mich: Als junger schwuler Teen-

ager in den 1980ern konnte, ja wollte ich mir nicht vorstellen, dass Homosexuelle einmal würden heiraten dürfen. Die Vorstellung hatte etwas Bedrohliches. Ich war mir ziemlich sicher, dass weder die Homosexuellen noch die Gesellschaft mit einer „Homo-Ehe“ zurechtkämen. Ich dachte, die Ehe sei etwas, das mir, das uns Homosexuellen nicht zusteht. Und genau das ist Homophobie. Aber wie sollte ich das auch anders sehen? Woher hätten die Bilder von Gleichwertigkeit kommen sollen in einer Gesellschaft, in der noch die kleinste Erzählung, und sei es nur die 30-Sekunden-Geschichte der Fernsehwerbung, eine heteronormative Ordnung präsentiert?

Wie hätte ich es damals schaffen können, nicht homophob zu denken? Wo doch von all den Tausenden kleinen und großen bis dahin aufgeschnappten Geschichten von Begehren, Liebe und Zusammensein keine einzige dabei gewesen war, in der das eigene Begehren auch nur im entferntesten als ebenbürtig vorstellbar war? Wenn es für Homosexuelle schon so schwer, ja eigentlich unmöglich war, ohne tief sitzende homophobe Ressentiments sozialisiert zu werden: Wie sollte das bei heterosexuellen Menschen gelingen? Bedeutet das heute überall vernehmbare Bekenntnis, „nichts gegen Homosexuelle“ zu haben, dass die, die so etwas sagen, sich wirklich mit der Frage beschäftigt haben, ob dem so ist? Oder doch eher, dass sie sich mit der Frage nicht beschäftigen, nicht beschäftigen möchten?

Die „Ehe für alle“ bedeutet einen wichtigen Schritt im Kampf gegen die Diskriminierung Homosexueller in Deutschland. Die Abwertung von Lesben und Schwulen in unserer Gesellschaft ist dadurch noch lange nicht überwunden. In gewisser Hinsicht ist es für Homosexuelle sogar schwieriger geworden, auf Missstände, die es im

Alltag, in der Schule, bei der Diskriminierung im Beruf, im Gesundheitssystem und in Politik und Medien gibt, aufmerksam zu machen und diese zu überwinden. Denn es verbreitet sich in der Öffentlichkeit eine Stimmung, die auf die Frage hinausläuft: „Was wollt ihr denn noch? Ihr habt doch jetzt alles erreicht!“

Anlässe zur Sorge sind für Lesben und Schwule dabei nicht nur die allgegenwärtige Gewalt gegen Homosexuelle und das Erstarken der Populisten, die gegen Vielfalt und Selbstbestimmung Stimmung machen. Nicht nur die extremen Töne lassen aufhorchen.

Es klingt auf den ersten Blick absurd, aber: Trotz der wachsenden Zustimmung zur rechtlichen Gleichstellung verfestigt sich auch in der Mitte der Gesellschaft seit einigen Jahren eine „neue Homophobie“. Auffällig ist, dass es sich um eine aufgeklärte Gesellschaftsschicht handelt, d.h. eine Gruppe, die sich selbst als tolerant verortet und in der es zum guten Ton gehört, „selbstverständlich kein Problem“ mit Homosexuellen zu haben.

Diese Selbstwahrnehmung steht häufig nicht nur im Gegensatz zu tief sitzenden, nie aufgearbeiteten homosexuellenfeindlichen Reflexen. Das liberale, aufgeklärte Selbstbild macht eine konstruktive selbstkritische Auseinandersetzung mit ihnen auch noch besonders schwer: „Homophob? Ich doch nicht. Meine besten Freunde sind doch homosexuell!“

Die „neue Homophobie“ ist nicht so grob und augenfällig wie der Homohass vergangener Jahrzehnte. Sie spricht nicht von „Sünde“ oder erklärt Homosexuelle für krank. Nur noch zehn Prozent der Deutschen geben an, dass Homosexualität unmoralisch sei. Doch die mangelnde Sichtbarkeit macht die neue, versteckte Homophobie nicht weniger gefährlich. Im Gegenteil: Das Ansprechen

unterschwelliger homophober Denkmuster führt meist nicht zu der Bereitschaft, sich mit diesen auseinanderzusetzen, sondern zu erbitterter Abwehr. Eine wirkliche Beschäftigung mit dem, was Homophobie ausmacht und wie sie überwunden werden könnte, hat in unserer Gesellschaft nie stattgefunden.

Dies hat auch damit zu tun, wie die „Ehe für alle“ in Deutschland eingeführt wurde: Zwei Jahrzehnte war sie in Deutschland Dauerthema. Doch im Gegensatz zu den meisten anderen westlichen Ländern nie auf ein bestimmtes Entscheidungsszenario, auf einen bestimmten Termin ausgerichtet. Und deshalb auch nie oben auf der politischen Agenda, nicht von einer breiten Diskussion, einem gesamtgesellschaftlichen Willensbildungsprozess flankiert.

Die Entscheidung für die rechtliche Gleichstellung kam dann letztendlich plötzlich und unerwartet. Sie war eine politische Sturzgeburt. Obwohl die Bevölkerung die Entscheidung an sich größtenteils befürwortete, war die öffentliche Freude darüber merkwürdig verhalten. Anders als in Frankreich gab es in Deutschland keine Massenproteste. Aber anders als etwa in den USA wurde der Schritt nicht als emanzipatorischer Meilenstein gefeiert, der weitreichende Auswirkungen für das Selbstverständnis der Gesamtgesellschaft hat. Einem Großteil der Deutschen, so scheint es, ist das Ganze bestenfalls egal. Selbst viele von denen, die das Anliegen unterstützen, verstehen nicht, warum das jetzt so ein Thema sein soll: „Haben wir keine anderen Sorgen?“

Während Präsident Barack Obama nach der Entscheidung für die Gleichstellung im Obersten Gerichtshof in einer pathetischen Rede von einem „Sieg für Amerika“ sprach, der die Grundfesten des Landes stärke, sagte der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier nach der Abstimmung im Bundestag: nichts.

In Deutschland gibt es zudem eine weitere Besonderheit, die den verdrucktesten Umgang mit homophoben Ressentiments manifestiert: So wie die Einführung der „Ehe für alle“ war auch die erst 1994 erfolgte Abschaffung des Strafrechtsparagrafen 175 nicht Anlass zu einer gesellschaftlichen Aufarbeitung. Die durch ihn kultivierten diskriminierenden Strukturen und negativen Leitbilder wurden nie angemessen betrachtet.

Eine kulturelle oder politische Reflexion der in Deutschland spezifischen Homosexuellenverfolgung ist überfällig. Das Gift, welches das Konstrukt des „Hunderfünfundsiebzigers“ als ein unscheinbares, kriminelles Wesen in die Gesellschaft brachte, hat sich im Laufe der Zeit zwar stetig abgebaut. Aber es ist noch da und je heftiger die Existenz des Giftes in Abrede gestellt wird, desto schädlicher kann es seine Wirkung entfalten.

Die neue Homophobie ist nicht nur das Problem dumpfer Stammtische. Sie schwelt hinüber zu den Orten des links-intellektuellen Milieus bis hin zu den Grünen. Sie findet sich im Feuilleton, am Theater, im politischen Kabarett. Im Prinzip ist die neue Homophobie natürlich die alte, sie offenbart uralte Abwertungsmechanismen. Neu ist, dass es sich um eine Homosexuellenfeindlichkeit handelt, die auf ihre Homosexuellenfreundlichkeit beharrt.

Umso wichtiger ist es, sie zu dechiffrieren, sie zu benennen. Gerade weil das genaue Hinschauen in den quälenden Auseinandersetzungen um die „Ehe für alle“ zu kurz gekommen ist.

Oft heißt es, das beste Mittel gegen Homophobie sei Bildung. Ich bin mir da nicht so sicher. Mehr Bildung führt nicht automatisch zu weniger Homophobie. Ich glaube sogar, dass es auch einen umgekehrten Zusammenhang gibt. Homophobie hat in gebildeten Kreisen einen

guten Nährboden. Zum einen, weil man dort geschulter darin ist, Ressentiments zu verbergen und vor sich selbst und anderen zu verklären. Wo nichts ist, muss und kann auch nichts bewältigt werden.

Zum anderen ist die öffentlich zelebrierte Akzeptanz von Homosexualität ein kultureller Code gebildeter Kreise. Weltgewandt zu sein, bedeutet, sich vorurteilsfrei zu geben, sich auch auf das Lebenswerk vieler homosexueller Künstlerinnen und Künstler zu beziehen. In der Theorie haben solche Leute keinerlei Berührungängste. Homosexualität ist dann wie ein Graffiti, das man im Museum als Kunst bewundert, aber doch bitte nicht an der eigenen Hauswand hat. Als es bei der „Ehe für alle“ ums Ganze ging, war das im Boulevard schon kein großes Ding mehr. Es war die Starrköpfigkeit gebildeter Bevölkerungsschichten, die ihre bürgerliche Gesellschaft in Gefahr sahen. Ebenso wie die „Demo für alle“ und die Bewegung der „besorgten Eltern“, die gegen den in schulischen Bildungsplänen als Leitperspektive formulierten Respekt vor sexuelle Vielfalt wettern und ihre Kinder vor solcher bewahren möchten.

Doch es gilt, Homophobie nicht nur um der Homosexuellen willen zu bekämpfen. Die Gründe und Mechanismen, die hinter der Abwertung von Minderheiten stecken, sagen weniger über die Minderheiten aus als über diejenigen, die ein Problem mit ihnen haben. Die Probleme, die Heteros mit Homosexuellen haben, sind keine Probleme, die von Homosexuellen ausgehen.

Doch um welche Vorbehalte geht es eigentlich? Warum hat die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft die rechtliche Gleichstellung nie als ihr eigenes Anliegen begriffen? Warum empfindet sie homosexuelle Sichtbarkeit so oft als aufdringlich? Ist sie ehrlich offen für Differenz oder wünscht sie sich in Wahrheit bürgerliche, „unauffällige“ Homosexu-

elle? Indem sich Heterosexuelle mit der strukturellen, gesellschaftlichen und der individuellen Homophobie beschäftigen, können sie eine Menge über sich selbst lernen. Zu versuchen, Homophobie zu verstehen, statt sie reflexhaft zu bestreiten, könnte dazu beitragen, den Zustand unserer Gesellschaft auch in den Konfliktzonen besser zu begreifen, die nichts mit sexuellen Minderheiten zu tun haben. Auch bei Sexismus und Rassismus geht es um Angst. Doch ebenso geht es um Macht, Konventionen, fehlende Empathie, Bequemlichkeit im Denken wie im Handeln.

Es ist Zeit für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit Homosexuellenfeindlichkeit in unserer Gesellschaft. Und – wenn wir sie schon nicht gänzlich überwinden können – darüber, wie wir sie ihrer Tücke, ihrer Hinterhältigkeit berauben können. Das Problem ist nur, dass fast jede Diskussion über Homophobie an der gleichen Stelle aus der Kurve fliegt. Der Urheber der Äußerung verweigert eine solche Debatte nicht nur, er torpediert sie auch noch mit einem Totschlagargument: Das Gesagte kann ja gar nicht homophob sein, weil sie oder er selbst ja gar nicht homophob sei; sobald es einen Anlass, eine Äußerung, ein Verhalten gibt, anhand dessen man klären könnte, was oder ob etwas daran als homophob zu bewerten ist und was man daraus lernen könnte, greift in der Regel diese Logik. Homophobie ist demnach wie eine genetische Krankheit. Die einen haben sie und die anderen nicht. Und die, die sie nicht haben, die sind fein raus. Die Debatte endet, bevor sie begonnen hat. Das Gesagte kann nicht homophob sein, denn es war ja nicht so gemeint, kann ja gar nicht so gemeint gewesen sein.

Wenn homophob immer nur die anderen sind, brauchen wir über Homophobie nicht zu reden. Also, machen wir einen Anfang: Ich bin homophob – und Sie sind es wahrscheinlich auch!